

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 244.

Mittwoch, 18. Oktober.

1916.

## Wenn die Blätter fallen.

Roman von Hans von Belgard.

(Nachdruck verboten.)

Dem nassen unfreundlichen Sommer ist ein herrlicher Herbst gefolgt. Kein Wölkchen trübt den klaren, blauen Himmel, und die Herbstsonne lächelt unentwegt, als wolle sie die Versäumnis des Sommers nachholen, gutmachen, was die trübe Sommerzeit an unfreundlichem Wetter gebracht.

In der Mittagsstunde ist es fast heiß, und jeden Abend geht die Sonne einem feurigen Baller gleich zur Ruhe, einen neuen schönen Tag verheißend.

Darum ist der Fremdenverkehr in dem idyllisch gelegenen altertümlichen Städtchen Rothenburg a. d. Tauber auch ungewöhnlich groß in diesen herrlichen Herbsttagen, als wollten die Touristen sich entschädigen für den verregneten Sommer.

Die Hotels sind durchweg überfüllt, und trotzdem die Wirte ihre Privaträume, ja selbst die zu primitiven Schlafgemächern hergerichteten Badezimmer den zahlreichen Gästen bereitwilligst zur Verfügung stellen, und wenn auch einige noch ein notdürftiges Quartier in Privathäusern finden, so muß doch stets eine große Anzahl Reisender das romantische Städtchen schon nach wenigen Stunden verlassen.

Mit Reiz betrachten diese dann wohl die Glücklichen, die schon lange vorher ein Zimmer mit Verzicht belegt.

Auch heute hat der Nachmittagszug einen großen Fremdenstrom gebracht, deren Mehrzahl keine Unterkunft mehr findet.

Unter den wenigen, für die ein bestelltes Zimmer vorhanden, fällt eine große, sehr elegante Dame auf, welche mit der Sicherheit, die ein Leben in der großen Welt und auf Reisen verleiht, die überfüllte Gastdiele durchschreitet, ohne auch nur einen Blick für die ihr nachschauende Menge zu haben.

Um so interessierter dafür ist aber die ihr folgende niedliche Bode, die, einen reizenden Dackel an der Leine und einen photographischen Apparat in der Hand, sich an den Oberkellner mit der Frage wendet: „Keine Briefe für Frau Gräfin Bergen und für Fräulein Lisbeth Mohr?“, bei dem letzten Namen mit kokettem Lächeln auf sich zeigend, um dann mit verschiedenen Briefen und Karten, unter denen sich auch einige an ihr niedliches Persönchen gerichtete befinden, ihrer Herrin zu folgen.

Diese hat unterdessen den leichten, grauseidenen Staubmantel und das einfache Reiseküchen abgelegt und steht vor dem Spiegel, um einige widerspenstige Locken zu beseitigen.

Die untergehende Sonne wirft ihre Strahlen ins Zimmer, läßt die weiche, goldbraune üppige Flechtenkrone goldig glimmern und taucht das zarte, etwas blaße Gesicht in rosigen Schein, es dadurch bedeutend jünger erscheinen lassend.

Gräfin Erika Bergen ist nicht mehr jung, — sie hat vor kurzem ihren sechsunddreißigsten Geburtstag gefeiert.

Das heißt, nicht „gefeiert“, denn wie sie mit leisem Spottlächeln zu sagen pflegt, wobei ihre tiefblauen Augen einen trostlos müden Ausdruck bekommen: „Ich feiere meine Geburtstage nicht, denn wem das Leben so wenig des Glücks geboten, wie mir, der verherrlicht den Tag seines einstigen Erscheinens in dieser Welt wahrlich nicht. Dabei verlangen Eltern meistens noch, daß die Kinder ihnen dankbar sein sollen für das Geschenk eines Lebens, das sie sich sicher nie gewünscht hätten. Nun, ich verlange diese Dankbarkeit jedenfalls nicht von meinem Sohne.“

Von diesem jetzt siebzehnjährigen Sohne befindet sich auch ein Schreiben unter den vielen Postsachen, und es ist das einzige, welches die Gräfin sofort liest, während die übrigen als Lektüre für später gelassen werden.

Sehr viel Freude scheint der Brief ihr aber nicht zu bereiten, denn mit leisem Seufzen steckt sie ihn in die Tasche und auf Lisbeths Frage nach des jungen Grafen Befinden erwidert sie nur kurz: „Es geht ihm aut, er ist in Vergenthal, um die Jagdzeit auszunützen.“

Dann, einen Pelzkragen über ihr einfaches, graues Schneiderkleid, das ihre fast übersehene Gestalt gut zur Geltung bringt, nehmend, begibt sie sich hinunter zum Abendessen, das bei dem herrlichen warmen Abend von den meisten Gästen im Freien an kleinen Tischen genommen wird.

Ein wundervoller, rötlicher Frühherbst-Abend ist es.

Um Dächer und Bäume weben noch dunkelgoldene Schatten, während der Mond bereits hell und durchsichtig in dem tiefen, fatten, abendblauen Himmelszelt schwimmt.

Leise weht der Abendwind, und auf seinen Schwingen scheint ein weiches, sehnendes Gefühl zu ruhen, das die Menschen in seinen Vann schlägt.

Träumerisch schaut Gräfin Bergen in den sinkenden Tag.

„Wenn die Sonne sinkt“, durchzuckt es sie, „nicht jeder Lebensabend klingt so schön und harmonisch aus als dieses, in weiche Farbe gehüllte Tagesende.“

An der Mauer neben ihrem Tische steht ein Nachtfalter, dem wohl der Tau die Schwingen gelähmt.

Mitleidig nimmt sie ihn auf ihre weiße, schmale Hand und versucht, ihn durch den warmen Hauch ihres Mundes wieder zu beleben. Und es gelingt ihr wirklich.

Langsam breitet der Schmetterling die Flügel aus, und flattert dann schwertäglich davon.

Aber eben nur ein Flattern ist es noch, kein stolzes Fliegen, ein letztes, vergebliches Sichwehren gegen den sicheren Tod.

Sie seufzt leise und tief, die elegante Frau, und als könnte sie trübe Gedanken dadurch verstreuen, fährt ihre Hand mehrmals nervös über die hohe, weiße Stirne.

Ob sie dem Falter etwas Gutes getan, daß sie ihm ein Leben gerettet, das ja doch nur von kurzer Dauer

sein kann, das ihm ja doch nichts mehr bietet, da er es mit franten Schwingen durchflattert. — Doch warum grübeln?

Es ist eben der natürliche Trieb der Lebenshaltung, der sie den Schmetterling retten lieh.

Sie hat kaum etwas dabei gedacht; ebenso wenig wie sie lange darüber nachsinnen würde, ob sie ein Recht dazu hat, einen Lebensmüden dem freiwillig gewählten Tode zu entreißen.

Sie würde es eben tun aus einem inneren Impulse mit Einsetzung ihres eigenen Lebens, und erst nach der Tat würde die Frage entstehen, ob sie dem Geretteten auch wirklich eine Wohlthat erwiesen.

Wie zur Ablenkung ihrer schweren Gedanken bittet sie den gerade vorüber eilenden Kellner um das Fremdenbuch.

Zwar ist es ihr sehr gleichgültig, wer mit ihr hier unter demselben Dache weilt, und ohne Interesse durchblättert sie den schweren, braunen Band.

Plötzlich übergliebt eine flammende Glut ihr Antlitz, die Hand, die das eng beschriebene Blatt hält, bebzt, fast schwarz vor wilder Erregung schimmern die tiefblauen Augen, während sie immer wieder unter fast schmerzhaftem Herzklopfen die vier Worte liest: „Werner Olden, Maler, Paris.“

Ist es denn möglich, daß ihr hier in dem kleinen, abgelegenen Städtchen der Name vor Augen kommt, der für sie trotz darüber hinweggegangener achtzehn Jahre noch heute, im Spätkommer ihres Lebens, dieselbe Bedeutung hat wie damals, in fernen Kindertagen und jungem Liebeslenze.

Werner Olden! Sie sieht ihn wieder vor sich in der frischen, strahlenden Jugend, wie einstmal im fernen Heimatland jenseits der Weichsel, Werner Olden, der ihre Jugend und Heimat und das kleine Städtchen sonnigen Glückes verkörpert, das ihr das Schicksal gewährt, — er, der lange tot Gewähnte und doch nie Vergeßene.

Doch es ist ja nicht möglich, sie träumt — sie erhofft Märchen, wie sie doch nur die Jugend kennt und der Frühling und nicht mehr der Herbst und die reiferen Jahre. —

„Werner Olden“, ein Name, den gewiß manch einer trägt und nicht nur der Gefährte ferner Zeiten.

Und dann Paris! Sollte er sich gerade Frankreich zu seinem Wohnsitz ausgesucht haben, er, der so deutsch ist, in Wesen und Art. —

Nein, gewiß, sie irrt sich, — immer wieder kann sie es nicht lassen, dieses Suchen nach dem Märchenlande der Sonne und des Glücks. Doch so sehr sie die Vernunft auch zu Hilfe ruft, das wilde Klopfen ihres Herzens kommt nicht zur Ruhe, und mit unheimlicher Bestimmtheit setzt sich der Glaube in ihr fest, daß sie ihn hier wiedersehen wird, endlich, nach achtzehn langen Jahren der Sehnsucht und müder Hoffnungslosigkeit. —

Wie träumend übergibt sie dem mit dem Abendessen erscheinenden Kellner das Fremdenbuch, mechanisch genießt sie einige Bissen.

Plötzlich schrieft sie empor, — und ihre Augen weiten sich groß und ungläubig. —

Eine weiche, selbstsam sympathische Männerstimme tönt an ihr Ohr, eine Stimme, der man die norddeutsche Färbung sofort anhört, obgleich sie in süddeutscher Gemüthlichkeit ruft: „Grüß Gott, Herr Wirt — heut' bring' ich Ihnen aber einen ordentlichen Summer heim, hab' heute brav geschafft.“

Sie schaut mit fiebernden Blicken nach dem Sprecher und sieht einen großen, schlanken Mann in tadellosem Touristenanzug in die Pforten des Gasthauses schreiten, ohne daß er die umher sitzenden Fremden im mindesten betrachtet hätte.

Das also ist aus Werner Olden geworden; denn daß er es ist, darüber hat sie keinen Zweifel mehr. —

Unter Hunderten hätte sie seine Stimme erkannt, diese geliebte Stimme, die sie in ihrem weichen, warmen Klang oftmals noch im Traume zu hören vermeint.

Seine Stimme ist dieselbe geblieben, und auch seine hohe Gestalt ist noch gerade so schlank, geschmeidig und doch so kräftig wie vor jenen langen Jahren.

Sein Antlitz hat sie nicht deutlich sehen können. Zu schnell eilte er vorbei, nur daß der damals noch Bartlose jetzt einen dunklen Spitzbart trägt, hat sie bemerkt.

Sicherlich ist er auch sonst sehr verändert, achtzehn Jahre pflegen eben nicht spurlos an den Menschen vorüber zu gehen. —

„Also ist er doch Maler geworden“, durchzuckte es sie, „so hat er das Schicksal doch bezwungen, doch, was für Kämpfe mag es ihn gekostet haben.“

In diesem Augenblick tritt der Künstler wieder ins Freie, hell beleuchtet von dem Schein der altertümlichen Laterne, die über dem Haupteingang angebracht ist.

Die Gräfin kann jetzt deutlich sein schmales Antlitz erkennen. Ernst und tiefgebräunt ist es, und tiefe Falten in der hohen Stirne unter kurz geschorenem, dunklem Haar, im Verein mit dem dunklen Spitzbart, lassen es fast finster erscheinen.

Aber ein Paar lachender, dunkler Augen und ein weicher Zug um den schön geschnittenen Mund mildern den Eindruck von Härte. Wie suchend schaut er umher, — augenscheinlich zieht auch er den Aufenthalt im Freien dem in einem der überfüllten Gastzimmer vor.

Einen Augenblick treffen seine Blicke auch Gräfin Erika — und ihrem sehnsüchtigen Erwarten scheint es, als stübe er, als überkomme ihn in bagem Dämmern etwas wie eine Erinnerung. Jedoch nach einem zweiten längeren Blicke auf sie geht er gleichgültig an ihr vorüber, um sich einige Tische von ihr entfernt niederzulassen und eifrig die Speisekarte zu studieren.

Eine tiefe Bitterkeit bemächtigt sich der Gräfin.

Er hat sie nicht erkannt, natürlich nicht, denn was ist in diesen achtzehn Jahren an Schicksalen über sie dahingegangen, welche Wogen des Leides und Stürme von Leidenschaft haben ihre Spuren zurückgelassen.

Als er sie zuletzt gesehen, war sie eine eben erblühende Mädchenknospe im Frühling des Lebens, und jetzt ist sie eine reife Frau, die sich ach so alt fühlt, viel älter, als die Zahl ihrer Jahre es bedingt. —

Wieder trifft sie ein Blick des Künstlers.

Sollten dennoch Erinnerungen in ihm erwachen, Erinnerungen an eine Zeit, die so fern, gleich einer Fata morgana, die ihr wie ein Märchen scheint, so sonnig und lieblich und auch gar so kurz? —

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silberton  
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit  
Ist ein großer Gedanke,  
Ist des Schweiges der Edlen wert! J. G. Klopstock.

## Eine Gastspielreise nach St. Quentin.

(Rezensiert Berlin.)

Dem Briefe einer Teilnehmerin an einer Gastspielreise nach St. Quentin entnehmen wir die nachstehende Schilderung der jetzt wieder von den Franzosen so liebevoll mit Bombenwürfen bedachten Stadt: „Mein allgemeiner Eindruck der Stadt ist, daß sie schmutzig und verkommen aussieht, wenn auch die hygienisch geradezu unmöglichen Einrichtungen schon teilweise von unsern Behörden verbessert werden konnten. Auch habe ich mir sagen lassen, daß das Innere auch der besseren Häuser staunenswerte Zeichen von Geschmacklosigkeit bieten soll. Das Theatergebäude von St. Quentin liegt, eingebaut in die allgemeine Häuserfront, auf einem großen vierseitigen Platz, an dessen anderer Seite das schöne alte Rathaus überragt. Das Theater hat eine Freitreppe und allerhand Fassadenschmuck. Es ist ein ehrwürdiges altes Gebäude, das übrigens dem königlichen Schauspielhause zu Potsdam stark ähnlich sieht. Es mag gegen 1000 Personen fassen, hat drei Ränge, Proszeniumslogen, Logen auf der Bühne, ein Foyer mit einem Rundsofa, gekrönt von einer Gipsstatue, auch ein Foyer d'artistes usw. Bequeme Zugänge vom Zuschauer-

raum zur Bühne sind auch da, was für ganzjährige Krieger sehr wichtig ist. Besonders lustig aber nimmt es sich aus, daß die Partettlogen die Besucher bis zur Galshöhe decken, und man daher nur eine Galerie von Köpfen über der Sammetbrüstung sehen kann. Drei Abende nun dauerte unser Gastspiel, drei Abende war dieses Haus bis zum letzten Platz gefüllt. Auch zwei kaiserliche Prinzen und ein General waren anwesend. Selig sahen sie da, unsere Soldaten! Es waren nur heitere Stände gewünscht worden, und heiter ging es auch im Zuschauerraum zu. „Morgen? Ach, wer denkt an morgen“, sagte mir ein Landsturmann. Sie freuten sich wirklich und lachten so herzbelebend und ehrlich, daß auch wir Ort und Zeit vergaßen und Freude fanden in dem Erkennen, Freude zu bereiten. — Sechs französische Feuerwehnmänner gingen schweigend hinter den Kulissen auf und ab. Ihr Hauptmann sah unentwegt in der Nähe der Seigung. Er war alt, klein, mager, eine Maske à la Napoleon III. Sein Gesicht war von undurchdringlichem Ernst, aber wenn man ihn anredete, war er sofort liebenswürdiger, zuvorkommender Kavallerier. Ich sprach einmal mit ihm, und er sagte mir: „Ich habe drei Söhne im Krieg. Nie habe ich Nachricht von ihnen bekommen können. Vielleicht weil sie schon tot sind. Und ich? Ich stehe hier und tue meine Pflicht, indem ich Sie alle vor Gefahren beschütze. So ein Alter habe ich mir nicht träumen lassen!“ ...

Sturm legte über die Felder, aber wir kämpften uns durch und erreichten den neu angelegten Friedhof von St. Quentin, der von unseren Behörden allein für Militärgewende bestimmt wurde. Eine schöne Säulenhalle bildet den Mittelpunkt an der Hauptwand, zwei prachtvolle Bronzestatuen, von Sr. Majestät selbst entworfen, schmücken sie, und Wandtafeln tragen in Goldbuchstaben die Namen der Begrabenen: rechts die Deutschen, links die Feinde. Auch eine Gärtnerei ist da und ein besonderer Pfleger der Gräber. Liebevoller, versiehende Hände arbeiten hier, das verrät die ganze Anlage. Soldaten standen in Reih und Glied. Sechs Mann vom Gardedekorps wurden begraben. Die einfachen Särge waren schon versenkt, jeder mit einem Zettel versehen, der den Namen trug. Der protestantische Geistliche hatte bereits gesprochen, nun trat der katholische Pfarrer vor. Eine hünenhafte Erscheinung in den gelben Lederharnischen, der grauen Uniform, dem großen aufgeschlagenen Hut, so stand er und sprach von den Toten, wofür sie gestorben waren und wofür alle die Kameraden, die sie herausbegleitet haben, zu sterben bereit sind. Die Gesichter der Leute waren starr auf den geistlichen Herrn gerichtet, Hingabe lag in diesem Lauschen, und man sah es den Männern an, wie es Ruhe gibt da draußen, wenn man den Glauben der Kindheit wiederzufinden vermag und das eigene Schicksal ganz der göttlichen Vorsehung anvertraut. ... Wir wurden gebeten, zurückzutreten. Die Musik setzte ein, und dann donnerte die Ehrensalve über die Gräber. Später trat ich heran. Nie werde ich diese Stunde vergessen. Zuweilen überleuchtete ein Sonnenstrahl die Särge in der Gruft, unweit fuhr die Eisenbahn zur Heimat vorüber — weit, weit da draußen schluchzte wohl jetzt manches Menschenkind um diese Toten? Ob wohl der Wind auch einmal ein Staubchen Heimat Erde auf die Gräber hier tragen wird? ... Und noch eine Erinnerung! Es ist ein ganz kurzes, flüchtiges, in ein paar Worten beschriebenes Erlebnis und hat sich mir doch als etwas unerhört Gewaltiges eingeprägt. Wir hatten eben auf der Kommandantur unsere Heimatspässe bekommen und — seien wir ehrlich —, wir freuten uns wieder auf die Heimkehr. Gern waren wir gekommen, gern würden wir jeden Tag wiederkommen, aber gerade hier in Feindesland unter all dem Ernsten, Neuen, das auf einen einstürmt, lernt man die Heimat doppelt lieben. Mit solchen Empfindungen treten wir aus der Kommandantur heraus. Da standen in Reih und Glied wohl 50 Mann auf der Straße. Blutbesiekt, schmutzig, müde sahen sie uns erstaunt an und sahen die wohlbekannten Passbücher in unseren Händen. Sie kamen aus einem Gefecht, wurde uns gesagt, und warteten Order ab, wohin es jetzt gehen sollte. Sie hatten erst, wetterharte Gesichter, ob jung, ob alt. So also sehen Menschen aus, die Weltgeschichte schaffen! Sie kamen aus dem Bereich des Todes — sie gingen weiter dorthin. Ruhig, gelassen standen sie da. Und da eben war es mir, als wachse etwas Gigantisches aus dieser Ruhe hoch über den Männern empor. ... Wenn wir uns auf die Reise in die Heimat, auf unser wohlgeordnetes Heim freuen konnten, wenn anders verdankten wir es als diesen Heiden. ...

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Ein Gedenktag der Schlacht bei Hastings. Achthundert fünfzig Jahre waren am 14. Oktober seit der Schlacht von Hastings verfloßen, in der der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer die Engländer unter König Harald II. auf Haupt schlug. Wilhelm, der natürliche Sohn Herzog Robert des Teufels von der Normandie und einer schönen Gerbers-tochter aus Falaise, wurde 1033, als Herzog Robert seine Pilgerfahrt antrat, von den in Jécamp versammelten Ständen als dessen Nachfolger anerkannt. Zwei Jahre darauf starb Robert, und das war für die trohigen normannischen Barone das Zeichen zur Empörung; sie bestritten Wilhelm das Recht auf den Thron der Normandie. Aber der jugendliche Herzog zwang mit der eisernen, unerbittlichen Energie, die sein ganzes Leben kennzeichnete, die Großen seines Landes zum Gehorsam und besiegte in offener Feldschlacht seinen Lehnsherrn, den König von Frankreich, der sich mit jenen in ein Bündnis eingelassen hatte. Damit war die kriegerische Laufbahn des jungen Fürsten, der weitumfassende Eroberungspläne in sich trug, noch nicht abgeschlossen. Von den Dänen der Normandie konnte er bei klarem Wetter die Küste Englands sehen; die Insel schien, wie zur Beute geschaffen, vor ihm zu liegen. Schon sein Vater hatte eine bewaffnete Invasion Englands geplant, aber schwer überwindbare Hindernisse stellten sich dem entgegen. Nun war der Gedanke, England dem normannischen Reiche einzuverleiben, gleichsam als väterliches Vermächtnis auf den Sohn übergegangen. Das Jahr 1066 kam heran. Im Januar erhielt Herzog Wilhelm in seiner Hauptstadt Rouen die Nachricht von dem Tode des kinderlosen Königs Eduard von England, genannt der Bekenner, und der Wahl Haralds, des Sohns eines Grafen Godwin, zu dessen Nachfolge auf dem englischen Thron. Unverzüglich legte er feierliche Verwahrung ein gegen die Rechtsgültigkeit der Thronerhebung Haralds und nahm als Blutsverwandter Eduards des Bekenners für sich das Recht der Thronfolge in Anspruch. Sofort traf er auch seine Vorbereitungen, diesen Anspruch mit Waffengewalt geltend zu machen. Papst Alexander II. billigte den Plan und übersandte Wilhelm ein geweihtes Banner. In der Normandie machte das einen gewaltigen Eindruck; das Widerstreben, das bis dahin noch manche normannischen Großen gegenüber dem kriegerischen Plänen ihres Herrn gehegt hatten, verschwand. Eifrig und freudig ward jetzt überall gerüstet. Dort, wo das flüßchen Dive in den Kanal mündet, hatte im August des Jahres 1066 Herzog Wilhelm alle seine Kriegsscharen versammelt; am Morgen des 28. September landete seine Flotte an der Küste Südbenglands, in der Bucht von Pevensey, ohne auf Widerstand durch die Engländer zu stoßen. Am 14. Oktober, in aller Morgenfrühe, war Wilhelm bei Hastings angelangt, wo er auf den ihm entgegenrückenden Harald stieß. Sofort begann mit Heftigkeit der Kampf. Lange Stunden wurde hieben und drüben mit der größten Erbitterung und Tapferkeit gestritten. Immer wieder und wieder stürmten die Normannen zum Angriff vor. Als die Abenddämmerung hereinbrach, konnten König Haralds Scharen nicht länger widerstehen. Haralds Bruder und der König selbst waren im Kampfe gefallen. Die große Masse des englischen Heeres warf sich in die Flucht, die noch Standhaltenben wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht. Herzog Wilhelm hatte einen glänzenden Sieg über die Angelsachsen davongetragen, die sich schon damals in der engbeschränkten Abgeschlossenheit ihres Inselreiches für unbeflegbar gehalten haben. Spät in der Nacht erst verließ der Sieger das mit Toten förmlich überdeckte Schlachtfeld. ... Die weltgeschichtlichen Folgen der Schlacht bei Hastings sind bekannt: Wilhelm wurde durch sie mit einem Schlage Herr über England, von dem es damals auf dem Festlande hieß, es sei eine Insel „reich an Gold und Silber, fruchtbar an Speise, Trank und allen Früchten.“ Bereits am Weihnachtstage desselben Jahres wurde Herzog Wilhelm in der Westminster Abtei zu London als König von England gesalbt und gekrönt. Unter seiner Herrschaft, durch das Einströmen frischer normannischer Kräfte bereitete sich für die Geschichte Englands eine neue Wendung vor. Zum Andenken an die Schlacht bei Hastings ließ die Gemahlin des Königs, Mathilde, eine Tochter des Grafen Balduin V. von

Flanbern, die berühmte Stickerie von Bayeux herstellen, die in der Stadtbibliothek von Bayeux aufbewahrt wird. Sie stellt auf einer mehr als 70 Meter langen, etwa 1/2 Meter breiten Leinwand in 62 meisterhaft angeordneten, mit lateinischen Überschriften versehenen Szenen die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer bis zum Abende der geschichtlich denkwürdigen Schlacht in historischer Treue dar.

**Der gewissenhafte Pariser Schuhmann.** „Um 9 Uhr abends“, so erzählt „L'Oeuvre“, „dringt plötzlich ein Schuhmann mit finsterner Miene in ein Restaurant am Boulevard Saint-Martin ein. „Man sieht einen Lichtschimmer durch Ihre Fenster dringen“, schnauzt er den erschrocken herbeigeeilten Wirt an, „ziehen Sie die Vorhänge dichter zu, oder ich muß die Anzeige erstatten.“ Der Wirt kommt diesem Befehl nach. Eine Viertelstunde später aber bemerken einige Gäste, die aus dem Restaurant auf die Straße treten, daß die Front des gegenüberliegenden Theaters der Folies Dramatiques geradezu von Lichtgaben strahlt. Sie machen natürlich sofort den gewissenhaften Schuhmann darauf aufmerksam, der noch immer wachsam vor dem Restaurant steht und achtgibt, ob nicht doch ein dünner Lichtstrahl durch die Fenster Vorhänge dringe. Der Schuhmann aber erwidert: „Die andere Seite der Straße kümmert mich nicht. Ich gehöre dem dritten Polizeibezirk an, die Folies Dramatiques aber werden zum 10. Polizeibezirk gerechnet. Sie werden also mein Verhalten verstehen“, meint „L'Oeuvre“, „aber wir fürchten, daß die Beppeline vielleicht nicht mit der erwünschten Genauigkeit diese feinen polizeilichen Unterschiede berücksichtigen werden! . . .“

**Kriegsaltäre in London.** Eine der auffallendsten Folgerednungen des Krieges in den Londoner Straßen sind die öffentlichen Altäre, die man neuerdings in immer größerer Zahl an den Mauern der Häuser erblickt. Die Mitglieder der Kirchengemeinden spenden je zwei Penny für die Begründung eines solchen Altars, der vor dem Haus angebracht wird, das die meisten Soldaten gestellt hat. Die Unterhaltung der Altäre gilt als Ehrenpflicht für die Bewohner dieses Hauses, und die Nachbarn haben ihn mit Blumen zu schmücken. Einer dieser Altäre in der Sidmouth Street im westlichen London, den die Königin besuchte, trägt die Namen von 84 Soldaten aus den umliegenden 30 Häusern. Diese Altäre dienen zugleich als öffentliche Verlustlisten, da auch die Namen der Gefallenen auf ihnen verzeichnet werden.

**Der Predeal-Paß.** Uns wird geschrieben: Nach den neuesten Meldungen donnern unsere Geschütze bereits über der Villenstadt Predeal, dem Semmering-Bukarests, und unsere Truppen sind in der Verfolgung der in die Flucht geschlagenen Armee im Vormarsch auf den Predeal-Paß begriffen. Dieser befindet sich dort, wo die von Norden nach Süden sich hinziehenden Karpaten einen Knick machen, um sich nach Westen fortzusetzen. Ostwärts von Kronstadt führt die Bahn, der wir folgen, denn die Fahrstraße von Kronstadt nach Predeal nimmt die gleiche Richtung in einem weiten Bogen zu der Station Dereſte-Deſſalu, von wo sich ein freier Blick in das schöne Tal des Tömösbaches eröffnet. Diesem folgen wir von Nord und Süd. Zunächst geht die Bahn noch in der Ebene dahin, dann aber steigt sie mehr und mehr in die Höhe, indem sie sich durch die dichtbewaldeten Ausläufer des Schulergebirges und des Hohensteins hindurchwindet. Später hält sie sich mehr rechts an der Lehne des Schulergebirges, während links die Talsohle sie noch auf eine weite Strecke begleitet. Den Talabschluß bildet der hinter der Wasserscheide und der Landesgrenze in massigen Umrissen und grotesk aufsteigende Buntschiefer (2518 Meter. Alle diese Berge bestehen meist aus Kalkstein, ihre Rücken und Gipfel bauen sich auf kreidaceischen Konglomerat auf, und sie steigen fast überall nahezu unvermittelt aus der Burgenebene empor. Noch kurzer Zeit erreicht man dann die größte Enge oberhalb der Station Untertömösch. Hinter Hand erblickt man ein Denkmal, das man zu Ehren der hier 1849 im Kampfe mit den über den Paß eindringenden Russen gefallenen Gönveds errichtet hat. Jetzt erreicht die Bahn ihre steilste Strecke, und nur schwer leuchtend kommt die Lokomotive zur „Ränderſcheide“. Sie passiert zwei Tunnel, von denen der erste 837 Meter lang ist und die jetzt von den Rumänen wohl zerstört sein dürften, und bewegt sich nun auf stolzer Höhe, rechts tief unten, Obertömösch zur Seite lassend, nach Predeal, wo Zug und Fahrstraße auf rumänisches Gebiet gelangen.

Predeal liegt 1000 Meter hoch. Es hat Dorfcharakter, doch besitzen viele wohlhabende Bukarester hier Villen, die sie im Sommer bewohnen. Von hier aus geht die Bahn, dem Laufe der nach Süden eilenden, seichten, stellenweise aber ziemlich breiten Prahova folgend, wieder bergab, berührt Azuga mit seiner Tuch- und Glasfabrik und seiner Bierbrauerei, die Sommerfrischen Buzeni und Pojana Tâmpului, um alsdann nach Sinaia, der berühmten Sommerresidenz des rumänischen Königs, zu gelangen. Dies ist die alte Paßstraße, die schon viele Jahrhunderte die Walachei mit Siebenbürgen verbindet. Fromme Mönche boten auf dem beschwerlichen Wege den Wanderern Schutz und Hilfe, und um dies besser tun zu können, errichteten sie inmitten des unwirtlichen Gebirges auf einem von der Prahova umspülten Bergrücken ein Kloster, dem sein Erbauer, der Spatar-Michael Cantacuzien, den Namen des biblischen Sinai gab. Von hier aus hat man das ganze mächtige Bergsystem nord- und südwärts in all seiner Pracht, aber auch in seiner ganzen Wildheit vor sich liegen. Schon die byzantinische Geschichte gedenkt dieses Gebirges, insbesondere des Buntschiefer-Massives unter dem Namen des Drassobischen Gebirges. Es steigt nicht in einer Spitze empor, sondern bildet mehrere, davon über ein tiefes Tal sich besonders zwei Rücken erheben, von denen, da die Grenze zwischen ihnen hindurchgeht, der eine zum Burgenland, der andere, bei weitem höhere und steilere, zur Walachei gehört. In dem gedachten Tal soll sich früher ein sehr tiefer See befunden haben. Die Rumänen haben gleich nach Beginn des Weltkrieges auf der ganzen Strecke von Sinaia bis Predeal und jetzt wohl auch darüber hinaus bis zu der oben erwähnten Felsenge starke Befestigungen und Schützengräben angelegt. Um sie vor Unberufenen geheim zu halten, wurden die Vorhänge der auf dieser Strecke verkehrenden Eisenbahnwagen dicht zugezogen, und mit Gewehren versehene Soldaten gaben scharf acht, daß niemand die Vorhänge lüftete und einen Blick auf das Gelände warf. (Zens. Wln.)

**Schloß Fürstenried.** Das Schloß, in dem der unglückliche, jetzt von seinen Leiden erlöste König Otto von Bayern seit 1883 unter strengster Abgeschlossenheit und sorgfältigster Bewachung dahindämmerte, liegt kaum 8 Kilometer weit von der Residenzstadt München entfernt. Eine uralte Niederlassung ist es, deren Mittelpunkt das heutige Schloß Fürstenried bildet. Jahrhunderte war sie unter dem Namen Pöschetsried im Besitz wohlhabender Bürger, bis sie im Jahre 1715 endgültig auf den bayerischen Hof überging. Der Kurfürst Max Emanuel baute in Pöschetsried ein Jagdschloß mit einer kleinen Hubertuskapelle und nannte den neuen Besitz Fürstenried. Von Sendling kommend, sieht man das Schloß, dessen Name für immer mit einer der traurigsten Perioden in der Geschichte der Wittelsbacher Königsfamilie verbunden ist, schon von weither vor sich liegen. Eine breite Allee, die vom Schloßtor ab auf drei Kilometer Entfernung sich schnurgerade dahinzieht, ehe sie die erste kleine Wiegung macht, gibt den Blick auf das hohe Gebäude frei. Anfangs tritt der Wald auf beiden Seiten bis dicht an die Allee heran, und man hat den Eindruck, als läge das Schloß, dem man sich naht, tief im Walde versteckt, und die Phantasie des Wanderers umkleidet die einsame Residenz des gemütskranken Königs mit allen Zaubern der Romantik. Aber wenn man dicht vor dem Schlosse auf der Landstraße steht, die hart an der das Schloß umgebenden hohen Mauer sich hinzieht, verfliegt der romantische Schimmer gar schnell vor der Richtigkeit des Eindrucks, den hier alles bei genauerer Betrachtung macht. Die stark besetzte Schloßwache und die zahlreichen von ihr aufgestellten militärischen Posten waren das einzige Besondere, das auch demjenigen auffallen mußte, der hier vorbeikam, ohne zu wissen, welchen Zwecken der alte Herrsitz diene. Die Fassade des Schloßes ist sehr einfach und schmucklos, und da der Wald hier nach allen Seiten weit zurücktritt und das Gelände zwischen ihm und dem Schlosse völlig eben und flach ist, macht Fürstenried einen Eindruck, der keineswegs geeignet ist, irgend welchen romantischen Phantasien Nahrung zu geben. Auch das von hoher Mauer eingeschlossene Parkgebiet ist nur klein. Aber es genügte den Bedürfnissen seines königlichen Bewohners vollkommen. War doch der kranke König schon seit langer Zeit nie mehr zu einem Aufenthalt im Freien zu bewegen. Dumpf und völlig abgestorben für alle äußeren Eindrücke führte er ein finsternes Traumsleben, dem alle Freuden des menschlichen Daseins verschlossen waren.